

Dieter, Hermann H. et al.

Working Paper

Zur Debatte: Deutsch als Wissenschaftssprache

WZB Discussion Paper, No. P 01-003

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Dieter, Hermann H. et al. (2001) : Zur Debatte: Deutsch als Wissenschaftssprache, WZB Discussion Paper, No. P 01-003, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/50244>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

P 01-003

Zur Debatte: Deutsch als Wissenschaftssprache

von

*Hermann H. Dieter**, *Udo E. Simonis*, *Fritz Vilmar***
Hans-Dieter Klingemann, *Christian Wey*, *Gerhard Sticket**

* Umweltbundesamt, Berlin

** Freie Universität, Berlin

*** Institut für Deutsche Sprache, Mannheim

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB)
Reichpietschufer 50, D-10785 Berlin
<http://www.wz-berlin.de>

Zitierhinweis

Das vorliegende Dokument ist die pdf-Version zu einem Discussion Paper des WZB. Obwohl es inhaltlich identisch zur Druckversion ist, können unter Umständen Verschiebungen/Abweichungen im Bereich des Layouts auftreten (z.B. bei Zeilenumbrüchen, Schriftformaten und –größen u.ä.).

Diese Effekte sind softwarebedingt und entstehen bei der Erzeugung der pdf-Datei.

Sie sollten daher, um allen Missverständnissen vorzubeugen, aus diesem Dokument in der folgenden Weise zitieren:

Dieter, Hermann H.; Simonis, Udo Ernst; Vilmar, Fritz; Klingemann, Hans-Dieter; Wey, Christian; Stickel, Gerhard:: Zur Debatte: Deutsch als Wissenschaftssprache.

Discussion Paper P01-003. Berlin : Wissenschaftszentrum, Berlin 2001.

URL: <http://bibliothek.wz-berlin.de/pdf/2001/p01-003.pdf>

INHALTSVERZEICHNIS

1. *Hermann H. Dieter, Udo E. Simonis, Fritz Vilmar*
Presseerklärung und Offener Brief an die Kultus-,
Wissenschafts- und Bildungsministerinnen und –
minister der Bundesländer3
2. *Hans-Dieter Klingemann*
Deutsch als Wissenschaftssprache?
Anmerkungen zum Offenen Brief 10
3. *Christian Wey*
Deutsch als Wissenschaftssprache durch Qualität
"Made in Germany" 13
4. *Gerhard Stichel*
Leibniz und Deutsch als Wissenschaftssprache..... 19

Presseerklärung

Wissenschaftlergruppe fordert Deutsch (neben Englisch)
auf internationalen Tagungen in Deutschland:

In einem Offenen Brief an alle 29 Kultus-, Bildungs- und Wissenschaftsminister/-innen der 16 Bundesländer haben gestern 37 Wissenschaftler der unterschiedlichsten Fachrichtungen und Tätigkeiten die Sicherung und den Ausbau der Wissenschaftssprache Deutsch angemahnt.

Auf internationalen Tagungen in Deutschland könne dies zum Beispiel in Form deutsch-englischer Simultanübersetzungen geschehen. Dies sei eine interessante und wichtige Aufgabe für das weithin unbekanntes *Bundessprachenamt*.

Bei den Unterzeichnern befinden sich international bekannte Professoren und Persönlichkeiten wie der Mikrobiologe und Hygieniker Martin *Exner* (Bonn), der Toxikologe Dietrich *Henschler* (Würzburg), der Präsident des Umweltbundesamtes Andreas *Troge* (Berlin) und der Informatiker Joseph *Weizenbaum* (Berlin/Cambridge).

„Das Bundessprachenamt könnte solche Simultan-Übersetzungen bereitstellen“, heißt es in dem Schreiben. Tatsächlich bietet es hierfür ideale Voraussetzungen, denn es untersteht dem Bundesverteidigungsminister. Warum sollte es sich nicht auch um die friedliche Verteidigung unserer Landessprache kümmern?

Zum Beispiel wird der internationale Kongress *Innovations for an e-Society* im Oktober in Berlin kräftig von der Bundesregierung (BMBF) gefördert; er richtet sich an das allgemeine Publikum, doch als Kongresssprache ist nur Englisch vorgesehen.

Alle Landessprachen Europas stehen mit dem Anglo-Amerikanischen in einem harten Verdrängungswettbewerb um die Gunst von Kultur und Wirtschaft. Wissenschaftliche Publikationen werden beruflich oft nur honoriert, wenn sie auf Englisch abgefasst werden. Immer mehr Vorlesungen finden zu Lasten deutschsprachiger auf Englisch statt. In Bremen wird jetzt sogar mit 230 Mio. DM öffentlicher Mittel eine rein englischsprachige *International University Bremen (IUB)* gegründet.

Die Unterzeichner des Offenen Briefes fürchten, dass in Deutschland die originäre Basis des Austauschs der Wissenschaft mit „ihrer“ Gesellschaft verloren geht, wenn sich dieser Trend fortsetzt. Dann wird sich eine Elite herausbilden, die den Kontakt zur Alltagswelt der Menschen verliert, weil sie nur noch ein fachspezifisches Englisch schreibt und spricht.

Der Brief endet mit der Bitte an die Kultusministerkonferenz, noch im Europäischen Jahr der Sprachen 2001 politisch die Initiative zu ergreifen.

Der Offene Brief kann unter www.vds-ev.de/Aktuelles im internet abgerufen werden.

Verantwortlich i.S.d.P.: Die Erstunterzeichner des Offenen Briefes vom 24.7.2001

Dir. Prof. Dr. Hermann H. *Dieter*, Umweltbundesamt
Berlin Prof. Dr. Udo E. *Simonis*, Wissenschaftszentrum
Berlin Prof. Dr. Fritz *Vilmar*, Freie Universität Berlin

Offener Brief

An die

- Kultusministerinnen und -minister,
- Wissenschaftsministerinnen und -minister,
- Bildungsministerinnen und -minister
der 16 Länder der Bundesrepublik Deutschland.

Betr.: Sicherung und Ausbau von Deutsch als nationale Wissenschafts-
sprache -

I. auf internationalen Tagungen in Deutschland

II. in wissenschaftlichen Publikationen und in der Lehre

Berlin, den 24. Juli 2001

Sehr geehrte Frau Ministerin,
sehr geehrter Herr Minister,

die drei Erstunterzeichner dieses Schreibens und seine 34 weiteren Mitunterzeichner unterschiedlichster Fachrichtungen beobachten mit großer Sorge die Verdrängung der deutschen Sprache aus dem Wissenschaftsbetrieb unseres Landes durch die englische Sprache.

Wir bitten Sie höflichst, sich dieses Problems anzunehmen.

Wir sehen sonst die Gefahr, dass die originäre sprachliche Basis unseres wissenschaftlichen Denkens und gesellschaftlichen Wissensaustauschs innerhalb der nächsten 5 bis 10 Jahre verloren geht. Dies träfe auch die Bedeutung Deutschlands als eines eigenständigen Wissenschaftslandes.

Insbesondere bitten wir Sie um Ihre Aufmerksamkeit für zwei auffallende Trends:

- I. Immer häufiger werden große internationale wissenschaftliche Tagungen in Deutschland ausschließlich in englischer Sprache abgehalten - selbst dann, wenn sie unter rein deutscher Beteiligung oder Verantwortung zustande gekommen sind oder sich an ein überwiegend deutschsprachiges Publikum richten.

Hierfür nur ein Beispiel: Die u.a. vom BMBF geförderte internationale Tagung *Innovations for an e-Society* ("itas"; Berlin, 17.- 20. Oktober 2001). Als Kongresssprache der itas ist ausschließlich (!) Englisch vorgesehen, obwohl mit dieser Veranstaltung ausdrücklich auch ein nichtfachliches Publikum erreicht werden soll.

Natürlich ist es zweckmäßig, wenn auf wissenschaftlichen Tagungen, zumal mit internationaler Beteiligung, auch Englisch gesprochen wird. Die Folge darf aber nicht sein, dass dabei die Sprache des Gastgeberlandes, bei uns also Deutsch, keine Rolle mehr spielt. Die für Kultur, Bildung und Wissenschaft zuständigen Ministerien stehen in der Verantwortung, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten.

Wir schlagen deshalb vor, dass die Kultusministerkonferenz eine politische Initiative mit dem Ziel ergreift, auf internationalen Tagungen in Deutschland neben Englisch immer auch Deutsch als offizielle Sprache vorzusehen, ähnlich wie dies in Frankreich mit Französisch angestrebt wird.

Da es sich um den Schutz eines Allgemeingutes handelt, sollten die Kosten aber nicht den Veranstaltern angelastet werden. Stattdessen könnten zum Beispiel Mitarbeiter des Bundessprachenamtes (www.bundessprachenamt.de) die Simultanübersetzung wichtiger Vorträge und Diskussionen vom Deutschen ins Englische durchführen, sofern deren Autorinnen und Autoren damit einverstanden sind.

- II. Ein ebenfalls kritischer Punkt ist die Veröffentlichungspraxis und die Sprache der Lehre in Teilbereichen vieler Studiengänge. Sehr viele unserer Wissenschaftler veröffentlichen nur noch in englischer Sprache oder werden von den Verlagen *de facto* dazu gezwungen. Des Weiteren werden immer häufiger auch schon Grundvorlesungen zu Lasten deutschsprachiger Vorlesungen auf Englisch angeboten.

Zum Beispiel soll in der jetzt vom Land Bremen mit 230 Mio. DM geförderten Neugründung "International University Bremen" (IUB) nur noch in englischer Sprache gelehrt und geforscht werden (FOCUS 25/01, S. 126/127).

Wir möchten Sie daher bitten, gemeinsam mit Ihren Ministerkollegen unter Nutzung der Ihnen zur Verfügung stehenden Steuerungsmöglichkeiten dafür zu sorgen, dass

1. aus Mitteln der Steuerzahler erarbeitete Forschungsergebnisse auch in Deutsch der Allgemeinheit zugänglich bleiben, und
2. dass das Angebot an deutschsprachigen Lehrveranstaltungen im Grundstudium nicht leichtfertig zu Gunsten englischer Veranstaltungen zurückgedrängt wird.

Mit beiden Anreizen (1+2) könnte der Wissenschaftssprache Deutsch neben dem Englischen in Deutschland ein gewisses Entwicklungspotential gesichert werden. Andernfalls droht sich bei uns eine isolierte Elite heraus-

zubilden, die kein wissenschaftliches Deutsch mehr schreibt und spricht, sondern nur noch ein fachspezifisches Englisch.

Im Gegensatz zu einer wissenschaftstüchtigen Allgemeinsprache taugt ein nur fachspezifisches Englisch weder für den interdisziplinären und interkulturellen Austausch, noch für den fachlichen Austausch der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit „ihrer“ Öffentlichkeit.

Statt der Vernachlässigung des Deutschen als Wissenschaftssprache unseres Landes stehen heute seine Sicherung und sein Ausbau an. Es geht uns dabei *nicht* um seine Wiederaufwertung zu einer internationalen Verständigungssprache für Wissenschaftler unterschiedlichster Herkunft und Fachrichtungen.

Wir bitten Sie, sich in der Kultusministerkonferenz beider Probleme anzunehmen und noch im *Europäischen Jahr der Sprachen 2001*, auch im Hinblick auf Sicherung und Ausbau der Wissenschaftssprachen anderer europäischer Staaten, politisch die Initiative zu ergreifen.

Mit freundlichen Grüßen

Die Verfasser und Erstunterzeichner dieses Briefes:

Hermann H. Dieter
Priv.Doiz., Dr. rer. nat.,
Toxikologe,
Dir. u. Prof., Umwelt-
bundesamt Berlin

Udo E. Simonis
Prof. Dr. sc. pol.,
Wissenschaftszentrum Berlin
Präsident der World Society
for EKISTICS

Fritz Vilmar
Prof. em., Dr. sc. pol.,
Soziologe
Freie Universität Berlin

Die folgenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schließen sich dem vorstehenden Offenen Brief vom 24.7. 2001 an die Kultus-, Wissenschafts- und Bildungsminister der Länder der Bundesrepublik Deutschland inhaltlich an (alphabetische Reihenfolge):

Angerer, Jürgen, Prof. Dr. rer. nat., Direktor des Instituts für Umweltmedizin der Universität Erlangen-Nürnberg

Bachmann, Peter, Prof. Dr. phil., Seminar für Arabistik der Universität Göttingen

Bezzel, Chris, Prof. Dr. phil., Seminar für Deutsche Literatur und Sprache der Universität Hannover

Bigl, Sigwart, Prof. Dr. med. habil., Vizepräsident und Abteilungsdirektor Umweltmedizin der Landesuntersuchungsanstalt für das Gesundheits- und Veterinärwesen Sachsen, Chemnitz

Böhles, Hans-Josef, Prof. Dr. med., Geschäftsführender Direktor des Zentrums für Kinderheilkunde und Jugendmedizin der Universität Frankfurt a.M.

Dunkelberg, Hartmut, Prof. Dr. med., Leiter der Abteilung Allgemeine Hygiene und Umweltmedizin des Zentrums für Arbeits- und Umweltmedizin der Universität Göttingen

Elfe, Rudolf, Prof. Dr. med., Leiter der nephrologischen Abteilung des von Haunerschen Kinderspitals der Universität München

Eikmann, Thomas, Prof. Dr. med., Direktor des Hygiene-Institutes der Justus-Liebig-Universität Gießen; Vorsitzender der International Society of Environmental Medicine (ISEM)

Exner, Martin, Prof. Dr. med., Direktor des Instituts für Hygiene und öffentliche Gesundheit der Universität Bonn

Plessner, Axel, Prof. Dr. jur., Professur für Deutsches, Europäisches und Internationales Privatrecht, Juristische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Frimmel, Fritz, Prof. Dr. rer. nat., Direktor des Engler-Bunte-Instituts der Universität Karlsruhe

Gamillscheg, Franz, Prof. em., Dr. Dres h.c., Institut für Arbeitsrecht der Georg-August-Universität Göttingen

Gundermann, Knut-Olaf, Prof. em., Dr. med., ehem. Direktor des Hygiene-Instituts der Universität Kiel

Heinzow, Birger, Dr. rer. nat., Landesamt für Natur und Umwelt des Landes Schleswig-Holstein, Kiel

Henschler, Dietrich, Prof. em., Dr. med., Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats Bodenschutz, ehem. Vorsitzender der MAK-Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Würzburg

Irmer, Harald, Dr. rer. nat., Präsident des Landesumweltamtes Nordrhein-Westfalen, Essen

Krämer, Walter, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialstatistik der Universität Dortmund

Kristof, Walter, Prof. em., Dr. phil. PhD, Institut für Soziologie der Universität Hamburg

Kümmerer, Klaus, Priv.Do., Dr. rer. nat., Institut für Umweltmedizin und Krankenhaushygiene der Universität Freiburg

Lang, Hans-Jürgen, Prof. Dr. rer. nat., Abteilung Zellbiologie der Universität Göttingen

Lehfeldt, Werner, Prof. Dr. phil., Seminar für Slavische Philologie der Universität Göttingen

Luig, Heribert, Prof. Dr. rer. nat., Dr. med. habil., Leiter der Arbeitsgruppe Medizinische Physik der Abteilung Nuklearmedizin der Universität Göttingen

Marienfeld, Wolfgang, Prof. em., Dr. phil., Historiker, Universität Hannover

Mersch-Sundermann, Klaus, Prof. Dr. med., Leiter der Abteilung Ökotoxikologie und Toxikologie im Geozentrum der Universität Trier

Multhaup, Gerd, Priv.Do., Dr. rer. nat., ZMBH der Universität Heidelberg *Neumann*, Klaus H., Prof. Dr. med., Klinik für Nephrologie der Universität Magdeburg

Raddatz, Klaus, Prof. em., Dr. phil., Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Göttingen

Sacre, Clara, Dr. med., Leiterin der Abteilung für Allgemeine Hygiene, Gesundheitlicher Verbraucherschutz und Infektionsschutz; Stellvertreterin des Präsidenten des Landesgesundheitsamtes Baden-Württemberg, Stuttgart

Sauer, Wolfgang, Prof. Dr. phil., Seminar für Deutsche Literatur und Sprache der Universität Hannover

Schwinning, Edelgard, Prof. em., Literaturwissenschaftlerin, Universität Hannover

Troge, Andreas, Prof. Dr., Präsident des Umweltbundesamtes, Berlin

Weizenbaum, Joseph, Prof. em., Dr. rer. nat., Informatiker, Berlin und Cambridge/USA

*Wilss, Wolfram, Prof. em, Dr. Dr. b.c., Fachrichtung Angewandte Sprachwissenschaft,
Übersetzen und Dolmetschen, Universität des Saarlandes*
*Ziechmann, Wolfgang, Prof. Dr. rer. nat., Arbeitsgruppe Bodenchemie der Universität
Göttingen*

Kopien dieses Briefes erhalten:

Der Staatsminister für Kultur und Medien, Herr Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin
Der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herr Prof. Dr. Ernst-Ludwig
Winnacker
Der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Herr Prof. Dr. Hubert Markl
Der Vorsitzende der Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszen-
tren, Herr Prof. Dr. Detlev Ganten
Der Präsident der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz e.V., Herr
Prof. Dr.-Ing. E.h. Hans-Olaf Henkel
Der Präsident der Fraunhofer-Gesellschaft, Herr Prof. Dr. Hans-Jürgen Warnecke
Der Präsident der Alexander v. Humboldt-Stiftung, Herr Prof. Dr. Wolfgang Frühwald
Der Generalsekretär der Volkswagenstiftung, Herr Dr. Wilhelm Krull
Der Vorstand der Gesellschaft für Deutsche Sprache (Wiesbaden) Der Leiter des Instituts
für Deutsche Sprache (Mannheim)
Der Leiter der Akademie für Deutsche Sprache und Dichtung (Darmstadt) *Sämtliche
Fraktionen des Deutschen Bundestages, diverse Studentenmagazine und Uni-
versitätszeitschriften, Zeitschrift des Deutschen Hochschulverbandes, Wissenschafts-
journalisten und- redaktionen, sowie weitere Institutionen und Personen des öffentlichen
Lebens.*

2. HANS-DIETER KLINGEMANN: DEUTSCH ALS WISSENSCHAFTSSPRACHE? - ANMERKUNGEN ZUM OFFENEN BRIEF

Hermann H. Dieter, Udo E. Simonis und Fritz Vilmar „beobachten mit großer Sorge die Verdrängung der deutschen Sprache aus dem Wissenschaftsbetrieb unseres Landes durch die englische Sprache." Die Gründe ihrer Sorge sind erstens, die Gefahr des Verlustes der sprachlichen Basis unseres (des deutschen, HDK) wissenschaftlichen Denkens und, zweitens, der Verlust der Fähigkeit des gesellschaftlichen Wissensaustauschs. In einem Offenen Brief bitten sie die Kultus-, Bildungs- und Wissenschaftsminister der Länder sich „beider Probleme anzunehmen und noch im Europäischen Jahr der Sprachen 2001, auch im Hinblick auf Sicherung und Ausbau der Wissenschaftssprachen anderer europäischer Staaten politisch die Initiative zu ergreifen." Ist hier Gefahr im Verzuge? Die beiden Argumente, so meine ich, gehen an der Sache vorbei.

Verlieren wir wirklich die „sprachliche Basis wissenschaftlichen Denkens", wenn der Wissenschaftssprache Deutsch, neben dem Englischen, nicht ein Entwicklungspotenzial gesichert wird? Natürlich gilt: Ohne Kommunikationskompetenz keine Wissenschaft. Aber muss es die deutsche Sprache sein? Die Sprachwissenschaft lehrt uns, dass nahezu alle modernen Sprachen wesentliche Grundzüge der Grammatik und der Pragmatik teilen. Nach diesen Ergebnissen spielt es keine Rolle, in welcher Sprache gedacht und die Wissenschaft vorangetrieben wird. Die Muttersprache ist Teil der Mutter aller Sprachen. Nicht nur im Deutschen gewinnt wissenschaftliche Erkenntnis ihre volle Qualität. Selbst Postmodernisten, die auf Differenz erpicht sind, würden nicht bestreiten, dass Kommunikation zwischen Wissenschaftlern unterschiedlicher Sprachgemeinschaften leichter möglich ist, als zwischen den Wissenschaftlern und der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Hinzu tritt, dass auch formale Zeichensysteme, die keiner natürlichen Sprache entnommen sind, wissenschaftliche Kommunikation erlauben. Festgehalten werden kann, dass ein Verlust der sprachlichen Basis wissenschaftlichen Denkens wohl nicht zu befürchten ist.

Natürlich kann man die Sicherung und den Ausbau des Deutschen als

Wissenschaftssprache aus kulturpolitischen Gründen fordern. Eine solche Forderung ist legitim. Frankreich hat lange Zeit versucht sie für das Französische zu erheben und durchzusetzen. Es ist an der Realität des wissenschaftlichen Alltags gescheitert. In Frankreich steigt der Anteil englischsprachiger Lehrveranstaltungen, Konferenzen und Publikationen stetig an. Der Grund dafür ist einfach zu benennen. Der wissenschaftliche Diskurs wird durch eine „lingua franca“ erleichtert. Eine solche Sprache kann man nicht verordnen. Sie folgt dem jeweiligen Gravitationszentrum wissenschaftlicher Produktivität und Innovation. Und für viele, ja die meisten, wissenschaftlichen Disziplinen liegt dieses Gravitationszentrum heute in den USA und damit im englischsprachigen Raum. Das kann man bedauern; ändern könnte man es nur durch eine Wissenschaftspolitik, die solche Gravitationszentren nachhaltig verschiebt. Ich kann eine solche Politik gegenwärtig weder in Deutschland noch anderswo erkennen. Auch in der Europäischen Union hat sich das Englische als gemeinsame Wissenschaftssprache längst durchgesetzt. Die Vorstellung, eine solche Entwicklung durch Staatsintervention aufhalten zu wollen, ist auch im Europäischen Jahr der Sprachen abenteuerlich.

Was ist vom zweiten Argument, dem Argument vom Verlust der Kommunikationsfähigkeit zwischen den Wissenschaftlern und der breiten Öffentlichkeit zu halten? Auch hier handelt es sich um kein spezifisch deutsches Problem. Es ergibt sich als Folge der Ausdifferenzierung von Wissenschaft als ein spezielles gesellschaftliches Subsystem. Die Schwierigkeit der Kommunikation liegt an der Komplexität der Inhalte, die kommuniziert werden sollen. Es ist also nicht in erster Linie die Beherrschung einer gemeinsamen Muttersprache, die das Problem zum Verschwinden bringen würde. Die nötige Übersetzungsleistung kann von den Mitarbeitern des Bundessprachenamtes jedenfalls nicht erbracht werden.

Bildet sich in Deutschland eine isolierte wissenschaftliche Elite heraus, „... die kein wissenschaftliches Deutsch mehr schreibt oder spricht, sondern nur noch ein fachspezifisches Englisch"? Dies ist eine gewagte These, für die es wenig empirische Anhaltspunkte gibt. Im Gegenteil, man kann beobachten, dass Wissenschaftler deutscher Zunge, die in englischer Sprache publizieren und im englischen Sprachraum prominent zur Kenntnis genommen werden, sehr wohl auch in deutscher Sprache zu kommunizieren wissen. Hier korreliert wissenschaftliche Reputation mit Sprachkompetenz. Dieses Argument hält einer genaueren Nachprüfung wohl nicht stand.

Wie steht es in unserer Gesellschaft mit der Pflege der Muttersprache und dem Fremdspracherwerb ganz allgemein?

Die Pflege der Muttersprache ist seit jeher wichtiges Anliegen einer jeden Nation. Sie ist stets verbesserungsfähig und jede Germanistengeneration in Deutschland hat denn auch die Verwilderung der sprachlichen Sitten beklagt. Gleichwohl steigt die Dauer der Schulbildung für einen immer größeren Teil der Schüler an und damit auch die Chance, sich mit der eigenen Sprache auseinandersetzen zu können. Auch die Fähigkeit sich mit Angehörigen anderer Länder in deren Muttersprache zu verständigen nimmt allenthalben zu. Das gilt nicht nur für die englische Sprache. In ganz Europa wird in den Schulen eine Sprachenpolitik umgesetzt, die auf den Erwerb von mindestens zwei Fremdsprachen abzielt. Darüber hinaus gibt es eine immer größere Gruppe von Menschen, deren grenzüberschreitende Arbeitsmobilität sie in einen nur noch dreisprachig zu bewältigenden Alltag hineinzwingt: In der Familie wird die Muttersprache gepflegt, die Arbeit erfordert das Englische und ohne die Sprache des Gastlandes zu kennen, ist die Teilnahme am Alltag von Familien mit Kindern, die auf die Bildungseinrichtungen angewiesen sind, nicht möglich. Dies ist eine Entwicklung, die von den Kollegen Dieter, Simonis und Vilmar sicher nicht beklagt wird.

Es geht also um das Wissenschaftssystem und dessen Tendenz durch die Verständigung auf das Englische die Transaktionskosten zu senken. Hermann H. Dieter, Udo E. Simonis und Fritz Vilmar wünschen sich stattdessen Sprachenvielfalt. Das ist legitim. Ich fürchte, dass ihr Wunsch von den Kultus-, Bildungs- und Wissenschaftsministern der 16 Bundesländer wohl nicht erfüllt werden kann.

3. CHRISTIAN WEY: DEUTSCH ALS WISSENSCHAFTSSPRACHE DURCH QUALITÄT „MADE IN GERMANY“¹

Obwohl bereits mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg der deutschen Sprache unwiederbringlicher Schaden zugefügt worden war, ist die Verabschiedung des Deutschen aus weiten Teilen der Wissenschaft erst mit der nationalsozialistischen Machtergreifung im Jahr 1933 eingeleitet worden, wobei das im April jenen Jahres verabschiedete „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ den Ausgangspunkt für die Vertreibung nichtarischer und politisch oppositioneller Wissenschaftler bildete. Viele von den Vertriebenen gehörten später zur wissenschaftlichen Elite in den Vereinigten Staaten, was beispielweise Frederic Scherer für den Kreis der Ökonomen in seinem Artikel „The Emigration of German-Speaking Economists after 1933“ (*Journal of Economic Literature*, 2000) belegt hat.

Im Zuge der Globalisierung ist die Verdrängung der deutschen Sprache aus der Wissenschaft nochmals beschleunigt worden - und mittlerweile (fast) Geschichte. So stehen heutzutage Forscher aus der ganzen Welt via Internet im Kontakt. Gastaufenthalte an den Elite-Universitäten in den USA, Großbritannien, Israel oder anderswo gehören zum Pflichtprogramm vieler deutscher Wissenschaftler. Internationale Workshops und Konferenzen führen die Fachvertreter aus der gesamten Welt zusammen, und Forschungsprojekte werden in internationalen Netzwerken realisiert. Und noch wichtiger, die Arbeitsmärkte für Wissenschaftler und Professoren sind internationaler geworden. So streben viele deutsche Post-Docs und Habilitanden Positionen in Großbritannien und den Vereinigten Staaten an, nicht weil die Bezahlung deutscher Professoren zu gering ist, sondern einfach weil das deutsche Universitätssystem „besetzt“ oder für die Forschung nicht attraktiv genug ist.

In einem globalisierten Wissenschaftsbetrieb mit globalen Arbeitsmärkten liegen die Vorteile eines einheitlichen Sprachstandards - der lingua franca - auf der Hand. Wissen ist ein öffentliches Gut, dessen Bereitstellung und Aneignung durch eine lingua franca entscheidend erleichtert wird. Die

¹ Für wichtige Anregungen bedanke ich mich insbesondere bei Lars-Hendrik Roller und für Kommentare bei Justus Haucap und Paul Heidhues. Selbstverständlich trage ich für den Inhalt die alleinige Verantwortung.

derer ist, die aktiv am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen und Gedanken und Ideen kritisch prüfen *können*. Dazu bedarf es einer lingua franca, eines Standards, der den wissenschaftlichen Diskurs zwischen möglichst vielen *Fachleuten* sicherstellt. Standards erleichtern das Leben und fordern den Wettbewerb nicht nur im täglichen Leben, sondern gerade auch in der Wissenschaft. Dass diese lingua franca Englisch ist, verwundert angesichts der puren Größe und Qualität der in den Vereinigten Staaten und Großbritannien betriebenen Forschung nicht. Pfadabhängigkeiten, politische Macht sowie wirtschaftliche Bedeutung spielen allerdings auch eine wichtige Rolle dafür, dass sich gerade die englische Sprache und nicht etwa Deutsch, Französisch oder Russisch behaupten konnten und dass ein Standardwechsel auf absehbare Zeit illusionär ist.

Während sich der wissenschaftliche Nachwuchs in Deutschland den neuen Bedingungen globalisierter Forschung stellen *muss*, um Reputation in der jeweiligen Disziplin aufbauen zu können, sehen nicht wenige etablierte Professoren durch den sprachlichen Standardwechsel ihre Arbeiten marginalisiert und entwertet. Unbehagen bereitet auch die vertiefte Ausdifferenzierung der Disziplinen und ihrer Methoden unter den internationalen Forschungsstandards, die nicht selten selbst von heimischen Fachvertretern kaum noch nachvollzogen werden kann. Es ist daher wenig verwunderlich, dass gerade Teile der etablierten Professorenschaft versuchen, dieser Entwicklung Grenzen aufzuzeigen. Der von den Professoren Dr. Hermann H. Dieter, Dr. Udo E. Simonis und Dr. Fritz Vilmar unterzeichnete Offene Brief vom 24.7. 2001 („Deutsch als Wissenschaftssprache“) an alle Kultus-, Bildungs- und Wissenschaftsminister/-innen der Länder ist ein Beispiel dafür. Der Brief konstatiert die Verdrängung des Deutschen und setzt sich für eine staatlich-administrierte Förderung der Verwendung der deutschen Sprache in der Wissenschaft und Lehre ein. Die Verwendung von Steuergeldern für die deutsche Sprache verdrängende Veranstaltungen wird grundsätzlich angeprangert. Als Beispiele werden etwa die „kräftige“ Förderung der diesjährigen Tagung „Innovations for an e-Society“, auf der die Konferenzsprache Englisch war, oder die Unterstützung der rein englischsprachigen „International University Bremen“ mit „230 Mio. DM“ angeführt. Statt dessen wird der Einsatz von Steuergeldern für die deutsche Sprache förderliche Aktivitäten wie etwa „Simultanübersetzungen“ durch das Bundessprachenamt gefordert, und Vorschriften gegen die Verwendung der englischen Sprache in der Lehre werden empfohlen.

Begründet wird dieser Wunsch im Kern wie folgt: Verwenden alle Forscher nur noch das Fachenglisch ihrer Disziplin, so verarmt die

Kommunikation in zwei Richtungen: Zum ersten „taugt ein nur fachspezifisches Englisch“ nicht für eine „interdisziplinäre und interkulturelle“ Kommunikation, und zum zweiten ist es nicht „für den fachlichen Austausch der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit *ihrer* Öffentlichkeit“ geeignet; oder wie es in dem Offenen Brief ausgedrückt wird: „es droht sich bei uns eine isolierte Elite herauszubilden, die kein wissenschaftliches Deutsch mehr schreibt und spricht, sondern nur noch ein fachspezifisches Englisch“.

Beide Punkte überzeugen nicht. Für Fachsprachen gilt *unabhängig* davon, ob deutsch oder englisch, dass sie fast immer ein unverständliches *Fach-chinesisch* für den Fachfremden oder gar Laien sind. Die deutsche Juristerei etwa, in der die englische Sprache überhaupt keine Rolle spielt, bietet hierfür wohl das anschaulichste Beispiel. Der zweite Punkt wendet sich gegen eine *abgehobene* Fachelitenbildung. Die These ist, dass Forscher, die Fachenglisch schreiben - und in Forscherkreisen reden - nicht mit dem Volk oder „ihrer Öffentlichkeit“ sprechen können. Auch hier gilt, dass ein Fachartikel *unabhängig* davon, ob auf deutsch oder englisch verfasst, für die Öffentlichkeit *Fachchinesisch* bleibt. Wendet sich ein Forscher an die Öffentlichkeit zum Beispiel im Rahmen eines Zeitungsartikels, so muss er auf die sowohl hoch ausdifferenzierte als auch extrem komprimierte Fachsprache verzichten und eine unpräzisere, allgemeinverständliche Sprache verwenden; der Beitrag muss also so oder so übersetzt und *neugeschrieben* werden.

An dieser Stelle ist es sinnvoll, den rein wissenschaftlichen Diskurs unter Forschern von anderen Aufgaben des Wissenschaftsbetriebs zu trennen. Forschung ist mit Hochleistungssport vergleichbar und hat mit Demokratie, wo alle „eine Stimme“ haben, nichts zu tun. Zwar können sich grundsätzlich alle beteiligen, das ändert aber nichts an der Tatsache, dass nur die Besten ihre Arbeiten in den angesehensten Fachjournalen veröffentlichen werden, während sich der Rest im Zitieren üben muss und ansonsten in der 2. beziehungsweise 3. Liga spielt. Die vom Partizipationsmotiv getriebene Forderung, Forschung doch bitte schön allgemeinverständlich zu betreiben, damit möglichst viele mitreden können, führt notwendig zur Schwächung der Leistungsfähigkeit der Forschung.

Der verständliche Wunsch, dass sich Wissenschaftler ihrer gesellschaftlichen Funktion bewusst sein *sollen* und sowohl öffentlich als auch interdisziplinär kommunizieren, ist am effektivsten bei einer klaren Trennung der reinen Forschungsaktivität von derartigen *fachfremden* Veranstaltungen zu erreichen. Der Versuch, diesen Wunsch durch Ächtung der fachspezifischen *linguae francae* zu befriedigen, schüttet das Kind mit dem Bade aus; vielmehr sind hier Anreizsysteme

gefragt, die die Wissenschaftler ermutigen, ihre Forschung für die jeweiligen Adressatenkreise verständlich darzulegen.

Wir halten fest: Die Forderung, Deutsch als Wissenschaftssprache zu fördern und gleichzeitig die Verwendung der englischen Fachsprache im Wissenschaftsbetrieb zu begrenzen, hat notwendig zur Folge, dass die deutsche Forschung der Weltelite hinterherläuft. Es überzeugt auch nicht, dass *mehr* interdisziplinärer und *mehr* öffentlicher Austausch stattfindet, wenn Forschung vermehrt auf deutsch betrieben wird, weil auch das für NichtExperten ein unverständliches *Fachchinesisch* bleibt.

Hinsichtlich der Lehre ist das Bild differenzierter. Aber man beachte, dass sich das an die Wand gemalte Schreckgespenst einer flächendeckenden Durchsetzung des Englischen in den deutschen Lehreinrichtungen bei genauerem Hinsehen gerade als das unbedingt notwendige entpuppt, um ausländische Studenten und Forscher für den Standort Deutschland gewinnen zu können. Im Gegensatz zu kleineren europäischen Sprachgemeinschaften wie etwa der niederländischen oder dänischen wird Deutsch von einer relativ großen Gruppe gesprochen, woraus sich unmittelbar erhebliche Größenvorteile aus der Verwendung von Deutsch in Lehre und Praxis ableiten, und eine Verdrängung in dem Umfang wie in kleineren Ländern daher unrealistisch ist.

Vieles spricht dafür, dass es nur eine bittere Medizin für Deutsch als Wissenschaftssprache gibt: Qualitätsforschung „Made in Germany“. Der Kern des Problems ist nicht die verwendete Sprache, sondern die Qualität der Forschung am Standort Deutschland. Weder Rumjammern über den Abstieg des Deutschen als Wissenschaftssprache noch ein Sprachenschutzgesetz noch Simultanübersetzungen sind geeignet, die Qualität der deutschen Forschung zu verbessern. Qualitätsarbeit an deutschen Forschungseinrichtungen muss heutzutage (das sind die globalen Spielregeln in den meisten Disziplinen) in Englisch vermittelt und veröffentlicht werden; nur so ist eine schnelle internationale Verbreitung gesichert, die Beachtung in den internationalen Zitationsindizes gewährleistet und eine Berufsperspektive für deutsche Forscher auch außerhalb Deutschlands erst realistisch. Nur wenn Englisch Eingang in die universitäre Ausbildung findet, können Studenten und Professoren aus dem Ausland gewonnen werden. Wenn dann die Qualität der in der lingua franca abgefassten und damit auch global respektierten Forschung wieder zu der Weltelite gehört - also Qualität in der Forschung „Made in Germany“ ist -, dann wird Deutsch als Wissenschaftssprache dadurch nicht verdrängt, sondern im Gegenteil gestärkt.

Das klingt paradox, ist es aber nicht. Erstens werden deutsche Universitäten weltweit wieder attraktiv sowohl für die besten Köpfe im

Ausland als auch für die besten deutschen Forscher, wenn die Qualität (und die Karrieremöglichkeiten - insbesondere auch für Ausländer) stimmen. Höchste Qualität in der Forschung in Deutschland verfasst in der lingua franca mag kurzfristig Deutsch als Wissenschaftssprache weiter verdrängen (was sowieso nicht aufzuhalten ist), sondern fördert es langfristig. Warum ist das so? Beste Forschung geht einher sowohl mit bester Lehre - die auch in der Zukunft im wesentlichen auf Deutsch abgehalten wird - als auch mit breiterer Resonanz und tieferem Interesse, wenn Wissenschaftler an die heimische Öffentlichkeit treten.

Hierzu ein Beispiel aus der jüngsten Geschichte des Vereins für Socialpolitik, der im Jahr 1873 gegründet und ca. 2800 Mitglieder starken wissenschaftlichen Vereinigung der *deutschsprachigen* Ökonomen (die meisten Mitglieder stammen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz). Von 1968 bis 1999 war der Verein für Socialpolitik der Herausgeber der „Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ (ZWS), die bei Duncker & Humblot erscheint. In den neunziger Jahren hielten sich deutsch- und englischsprachige Artikel in der ZWS etwa die Waage. Im Jahr 2000 hat beim Verein für Socialpolitik unter der Federführung seines neuen Vorsitzenden Hans-Werner Sinn eine grundlegende Kursänderung stattgefunden, wobei die Bindung an die ZWS beendet und zwei neue Zeitschriften gegründet wurden: der rein englischsprachige „German Economic Review“ (GER) und die rein deutschsprachigen „Perspektiven der Wirtschaftspolitik“ (PWP), die beide bei Blackwell Publishers erscheinen. Der GER fordert die theoretische Grundlagenforschung, ist vollkommen international ausgerichtet und strebt eine weltweite Leserschaft an, so dass deutschsprachige Autoren in keiner Weise bevorzugt werden. Die PWP wird als „Sprachrohr der deutschsprachigen Wirtschaftswissenschaft, das für eine bessere Verständigung zwischen Theorie und Praxis geschaffen wurde“ (H.-W. Sinn, 2000, Vorwort des Vorsitzenden, PWP, 1(1), S. 1), verstanden.

Die klare sprachliche Trennung der Diskursplattformen in „reine Forschung“ und „Austausch mit der interessierten Öffentlichkeit“ ist hier klar zu erkennen, und das Beispiel zeigt, dass Hochqualitätsforschung in Englisch und die Kultivierung von Deutsch als Wissenschaftssprache sich nicht ausschließen, sondern im Gegenteil ergänzen. Gerade die Anerkennung von Englisch als Forschungssprache hat zur Gründung der rein deutschsprachigen PWP geführt, die ausdrücklich die Diskussion von Politikthemen fördert und die sich explizit an eine breite Öffentlichkeit richtet. Darüber hinaus hat sich im Zuge dieses Prozesses der Markt für Fachzeitschriften *erweitert*, so dass zusätzlich die ZWS

als „Schmollers Jahrbuch“ unabhängig weitergeführt werden kann, in der Forschungsthemen mit vornehmlich deutschsprachigen Adressaten weiterhin auf deutsch publiziert werden.

Es wäre fatal, wenn die deutsche Forschung der Weltelite hinterherläuft und sich dabei noch auf deutsch unterhält! Die Ursache des aufhaltsamen Abstiegs von Deutsch als Wissenschaftssprache *nach* dem Zweiten Weltkrieg ist die mangelnde Qualität der deutschen Forschung, die nur verbessert wird, wenn die besten und kreativsten Fachleute ihre Gedanken untereinander effizient austauschen können. Die konsequente Anerkennung der lingua franca in den Teildisziplinen ist daher die *conditio sine qua non* für den Anschluss der deutschen Forschung an die Weltelite. Sprachliche Schutzvorschriften leisten letztlich der Verwendung der deutschen Sprache im Wissenschaftsbetrieb einen Bärenienst; ganz abgesehen davon, dass sie nichts daran ändern, dass eine Fachsprache auf deutsch für den NichtExperten *Fachchinesisch* bleibt. Sie haben nicht nur den (französisch aufstoßenden) Beigeschmack von Hybris und Abschottung der *nationalen* Elite, sondern sie erschweren vor allen den Wiederaufstieg der deutschen Wissenschaft durch Setzung falscher Anreize für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Not tut der mühsame Umbau der heimischen Wissenschaftsorganisation, der die institutionellen Voraussetzungen schafft, die es den deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen gestatten, international wettbewerbsfähig zu werden, so dass im deutschen Sprachraum wieder die besten Studenten von den besten Forschern unterrichtet werden. Das Deutsche wird dann seinen Platz im Wissenschaftsbetrieb finden, wie die klare sprachliche Trennung der Diskussionsplattformen in „reine Forschung“ (Englisch) und „Austausch mit der Öffentlichkeit“ (Deutsch) bei den Ökonomen zeigt. Die Förderung des interdisziplinären und öffentlichen Austauschs erfordert hingegen die Übersetzung der hoch effizienten Fachsprache in eine unpräzise aber für den Adressaten verständliche Sprache und hat daher in der Hochleistungsforschung der Disziplinen nichts zu suchen.

4. GERHARD STICKEL: LEIBNIZ UND DEUTSCH ALS WISSENSCHAFTSSPRACHEI

Eine der vier großen deutschen Wissenschaftsorganisationen mit rund 80 Instituten hat sich vor zwei Jahren den Namen "Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz" (WGL) gegeben. Auch das Institut für Deutsche Sprache gehört zu dieser Gemeinschaft. Es waren vor allem die Vertreter der naturwissenschaftlichen Einrichtungen, die sich Leibniz zum Namenspatron wählten. Zu den Motiven gehörte der Wunsch, sich der internationalen Fachwelt unter dem Namen dieses bedeutenden Polyhistor vorzustellen zu können. Dass dieser bedeutende Jurist, Philosoph, Historiker, Mathematiker, Physiker und Erfinder auch der Sprachwissenschaft wichtige Anregungen gegeben hat, war - wie ich feststellen konnte - den meisten Leibniz-Verehrern in den Naturwissenschaften kaum bekannt. Auf Leibniz als Sprachtheoretiker und -forscher soll hier nicht näher eingegangen werden. Stattdessen wird lediglich an einen kleinen Ausschnitt aus Leibniz' Werk erinnert, der auch in den Geisteswissenschaften nur hin und wieder beachtet wird: seine Schriften über und für die deutsche Sprache.

Die beiden kleinen Arbeiten, um die es dabei vor allem geht, sind keine streng wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern essayartige Denkschriften. Der ältere der beiden Aufsätze wurde vermutlich um 1682 geschrieben und hat den Titel „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft" (EaD). Der zweite Aufsatz trägt in neueren Ausgaben den Titel „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" (UG) und ist um 1697 entstanden, also vor rund 300 Jahren. Beide Arbeiten sind aber erst posthum im Druck erschienen.²

Leibniz konstatiert in diesen Schriften eine Sprachkrise im Deutschland des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Die Krise ist bestimmt

¹ Zuerst erschienen in Sprachreport, Heft 2/1999, S. 16-19.

² In älteren Ausgaben lauten die Titel der beiden Arbeiten: „Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und ihre spräche beßer zu üben, sammt beygefügetem vorschlag einer Teutsch gesinten Gesellschaft" (zuerst 1717, dann in: Pietsch 1916, 292-312) und „Unvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache" (zuerst 1868, dann in: Pietsch 1916, 327-356). Zitiert wird im Folgenden nach der leichter zugänglichen, sprachlich und orthographisch modernisierten Ausgabe von Uwe Pörksen 1983. Zu den Vorlagen für diese Ausgabe und zur Quellengeschichte insgesamt siehe dort die Angaben auf S. 79 f. und S. 103 f.

- durch eine Sprachspaltung der Gesellschaft, nämlich das kaum vermittelte Nebeneinander aus deutscher Volkssprache und den Gelehrten- und Politikersprachen Latein und Französisch und, damit zusammenhängend,
- durch Mängel im Gebrauch und in der Entwicklung der deutschen Sprache

Für die gering entwickelte Sprachkultur in Deutschland nennt er mehrere Gründe: den 30-jährigen Krieg, der erst einige Jahrzehnte zuvor geendet hatte, das Fehlen einer Hauptstadt, die „Religionstrennung“. (EaD, 61) Schuld an der sprachlichen Misere hätten aber vor allem die Gelehrten, von denen nur wenige Lust zur Pflege des Deutschen zeigten:

„...teils weil einige unter ihnen gemeint, daß die Weisheit nicht anders als in Latein und Griechisch sich kleiden lasse; oder auch weil manche gefürchtet, es würde der Welt ihre mit großen Worten verlarfte [maskierte] geheime Unwissenheit entdeckt werden“ (EaD, 62).

Und wenig später schreibt er:

„In Deutschland aber hat man noch dem Latein und der Kunst zuviel, der Muttersprache aber und der Natur zu wenig zugeschrieben, welches denn sowohl bei den Gelehrten als bei der Nation selbst eine schädliche Wirkung gehabt hat. Denn die Gelehrten, indem sie fast nur Gelehrten [nur für Gelehrte] schreiben, sich oft zu sehr in unbrauchbaren Dingen aufhalten; bei der ganzen Nation ist aber geschehen, daß diejenigen, so kein Latein gelernt, von der Wissenschaft gleichsam ausgeschlossen worden [...]“

In differenzierter Weise setzt Leibniz sich mit den „Mischmäschern“ auseinander, die „ihre Schriften mit allerhand Sprachen durchspicken“ (EaD, 68). Kennzeichnend ist für ihn das Angebot auf den halbjährlichen Buchmessen, die damals schon abwechselnd in Frankfurt und Leipzig stattfanden:

„Ich rufe zu Zeugen an, was uns die halbjährigen Messen hervorbringen; darin ist oft alles auf eine so erbärmliche Weise durcheinandergeworfen, daß manche sogar nicht einmal zu erwägen scheinen, was sie schreiben. Ja, es scheint, manche dieser Leute haben ihr Deutsch vergessen und Französisch nicht gelernt. Wollte Gott, es wäre jedes Mal unter zehn solcher fliegenden Papiere eines, so ein Fremder ohne Lachen, ein Patriot ohne Zorn lesen könne!“ (EaD, 66f.)

Leibniz ist aber durchaus kein Sprachpurist. Er ist gegen pedantische Fremdwortvermeidung:

„So bin ich auch so abergläubisch deutsch nicht, daß ich nur um eines nicht gar zu deutschen Wortes willen die Kraft einer bündigen Rede schwächen wolle.“ (EaD, 69)

Er fährt dann aber fort:

„Allein dies alles entschuldigt diejenigen nicht, so nicht aus Not, sondern aus Fahrlässigkeit sündigen [...]. Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Deutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr die Armut ihrer vermeinten Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfalle zu erkennen.“ (EaD, 69)

Bemerkenswert ist, dass Leibniz sich in seiner „Ermahnung“ wie auch später in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ immer wieder für die gezielte Entwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache ausspricht. Er setzt sich dabei von den schon vor seiner Zeit entstandenen Sprachgesellschaften ab, die sich die Entwicklung des Deutschen als Literatursprache zum Ziel gesetzt hatten. Leibniz hält dagegen, dass nicht die Sprache der Poesie, sondern die der Wissenschaft eine allgemeine positive Sprachentwicklung vorantreiben solle (s. EaD, 65).

Die „Ermahnung an die Deutschen“ enthält neben plausiblen Feststellungen und bedenkenswerten Vorschlägen auch Äußerungen, die in ihrem patriotischen Pathos heute nur schwer erträglich und missverständlich sind, etwa das auch in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ wiederkehrende Autostereotyp vom redlichen und treuherzigen Deutschen, der nichts Falsches oder Mehrdeutiges meinen könne, oder auch eine Maxime wie: „Besser ist: ein Original von einem Deutschen als eine Kopie von einem Franzosen zu sein“ (EaD, 75). Solche und andere Formulierungen sind in der Leibniz-Rezeption seit dem 19. Jahrhundert immer wieder in chauvinistischer Manier aufgegriffen worden. Für den Patrioten Leibniz, der sich stets auch als europäischer Gelehrter verstand, war Frankreich aber vor allem ein bewundernswertes Vorbild; seine Sprach- und Kulturkritik richtete sich nicht gegen Frankreich, sondern gegen die deutsche Nachäfferei der Franzosen.

Linguistisch attraktiver sind seine „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“, aus denen ich auch nur eine kleine Auswahl vorstellen möchte. Hauptziel ist auch hier die Entwicklung und Pflege des Deutschen besonders als Wissenschaftssprache. Hierzu skizziert er eine konsequent nominalistische semantische Theorie, die bis heute Beachtung verdient:

„Es ist aber bei dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu beachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen sind, und daß wir Zeichen nötig haben, nicht nur unsere Meinung ändern anzudeuten, sondern auch unseren Gedanken selbst zu helfen.“ (UG, S.6)

Und kurz darauf heißt es:

„Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse oder Sachen, bis man stufenweise zum Fazit schreitet und beim Vernunftschluss zur Sache selbst gelangt.“ (UG, S. 7)

Hiervon ausgehend erörtert Leibniz die deutsche Sprache in ihrem damaligen Zustand und Gebrauch. Positiv bewertet er den Entwicklungsstand des Deutschen bei den Ausdrücke für Konkreta, für alles sinnlich Wahrnehmbare (s. UG, S. 8). Erhebliche Mängel sieht er aber im Bereich der Abstrakta, wie er sagt:

„bei unserer Sprache in den Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann ...“ (UG, S. 8f.).

Die Schuld für diese Entwicklungsmängel der deutschen Sprache gibt Leibniz wiederum den Gelehrten, die

„sich des Lateins oder anderer fremder Sprachen fast allein und insoweit zu viel beflissen, so dass es den Deutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlt, ihre Sprache durchgehend zu erheben“ (UG, S. 9).

Er wendet sich aber auch hier gegen kleinlichen Sprachpurismus:

„Es ist demnach die Meinung nicht, dass man in der Sprache zum Puritaner werde und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde meide, dadurch aber sich selbst entkräfte und seiner Rede Nachdruck nehme“ (UG, S. 11).

Den sprachlichen „Mischmasch“ jedoch, der „abscheulich Überhand genommen“ und bei dem man „mit erbärmlichem Französisch sein Deutsch verdirbt“ (UG, 12), hält er für eine ernste Gefahr. Das Ersetzen einer Sprache durch eine andere bedeute eine Verwirrung von „hundert oder mehr Jahren“,

„[...] bis alles Aufgerührte sich wieder gesetzt und wie ein Getränk, das gegoren, endlich aufgeklärt. Inzwischen müssen von der Ungewissheit im Reden und Schreiben notwendig auch die deutschen Gemüter nicht wenig Verdunklung empfinden, weil die meisten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit nicht fassen also elend schreiben und übel denken würden; wie denn Sprachen nicht anders als bei einer einfallenden Barbarei oder Unordnung oder fremder Gewalt sich merklich verändern“ (UG, 13).

Neben seinem Appell an Wissenschaftler und Politiker, sich der deutschen Sprache in vorbildlicher Weise zu bedienen, skizziert Leibniz ein detailliertes Programm zur Erforschung und Kultivierung der deutschen Sprache, auf das sich spätere Sprachforscher und Sprachpfleger immer wieder berufen konnten. Seine Empfehlungen gelten vor allem der Erfassung und Weiterentwicklung des deutschen Wortschatzes in mehreren lexikographischen Teilprojekten, die er durch eine Vielfalt praktischer Beispiele und Hinweise erläutert. Damit wurde Leibniz zu einem der Anreger der großen Wörterbuchprojekte seit dem 18. Jahrhundert.

Aus Leibniz' Diagnose des Zustands der deutschen Sprache vor 300 Jahren und seinen Therapievorschlügen lässt sich über die praktische Lexikographie hinaus eine Nutzenanwendung für die Gegenwart und die nächste Zukunft gewinnen.

Bei aller Vorsicht, die bei Vergleichen zwischen den Jahrhunderten zu beachten ist, lassen sich gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Ende des 17. und dem Deutschland Ende des 20. Jahrhunderts feststellen. Beides sind Nachkriegszeiten. Der 30-jährige Krieg hatte große Teile Deutschlands verwüstet. Das siegreiche Frankreich war zur Hegemonialmacht aufgestiegen, an der sich die deutschen Klein- und Mittelstaaten orientierten. Nach 1945 fiel Deutschland zwar nicht in viele quasiautonome Duodezfurstentümer zurück, wurde aber in zwei Staaten geteilt. Von den zunächst zwei Hegemonialmächten USA und UdSSR hat sich inzwischen das englischsprachige Amerika als die stärkere behauptet. Sie erweist sich als dominierendes Vorbild in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und in vielen Bereichen einer alltäglichen, zunehmend ‚macdonaldisierten‘ Trivialkultur.

Zu beiden Zeiten wird die deutsche Sprache gerade von Teilen der gebildeten Bevölkerungsschichten nicht besonders geschätzt. Es war und ist ja die Sprache der Verlierer. Nach dem zweiten Weltkrieg kommt das Wissen hinzu, dass Deutsch auch die Propagandasprache der Nazis war und auf Deutsch die Pläne zu fürchterlichen Verbrechen verfasst und die Kommandos bei der Ausführung dieser Pläne gebrüllt worden sind. In der Vorstellung mancher sensibler Deutscher ist während der Nazizeit auch die deutsche Sprache schuldig geworden. Das ist zwar wegen der Hypostasierung von Sprache nicht sonderlich vernünftig, liegt aber nahe schon wegen der Symbolqualität, die auch Leibniz der Sprache zuschreibt.

Sprachliches Autoodium ist nur einer der Gründe für die Spracheinstellungen im Nachkriegsdeutschland. Die Attraktivität des Englischen, besonders in seiner amerikanischen Ausprägung, ist auch in Ländern wirksam geworden, in denen nicht Schuld oder Scham wegen der Nazizeit

zu bearbeiten sind. Zum Englischen führen vor allem die kommunikationspraktischen Zwänge, die sich aus der zunehmenden Internationalisierung vieler Lebensbereiche ergeben. Und hier bestehen wichtige Unterschiede zwischen unserer Zeit und der von Leibniz.

Leibniz schreibt in einem vernationalen Deutschland mit Blick auf Frankreich, England und Spanien, die sich schon als Einheitsstaaten konsolidiert hatten. In diesen Ländern war die frühere europäische Verwaltungs- und Gelehrtensprache Latein in wichtigen Bereichen durch die jeweilige Volkssprache, also Französisch, Englisch und Spanisch, ersetzt worden. Mit der deutschen Sprache war es Ende des 17. Jahrhundert noch nicht so weit. Als Wissenschaftssprache, damals vor allem als Sprache der Philosophie, setzt sich Deutsch erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts mit den Werken von Christian Wolff durch. Mit seinen Ermahnungen hat Leibniz dazu beigetragen, dass sich die deutsche Sprache seit der Aufklärung neben ihrer Entfaltung als Literatur- und Rechtssprache schrittweise zur unbeschränkt verwendbaren Sprache der Wissenschaften in den deutschsprachigen Staaten und Regionen entwickelt. In einigen Fächern wie Philosophie und Theologie, aber auch in Chemie und Medizin wird Deutsch zeitweise sogar über die Grenzen der deutschsprachigen Staaten hinaus wichtig. Deutsch ist so zu der voll ausgebauten Kultursprache geworden, in der wir heute leben und kommunizieren. Oder schon nicht mehr?

Die Sprachentwicklung, die Leibniz mit seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ und seiner „Ermahnung an die Deutschen“ erhofft und mitbefördert hat, scheint seit einiger Zeit rückläufig zu sein. In der Wirtschaft und - für uns besonders wichtig - in der Wissenschaft ist vielleicht noch immer alles auf Deutsch sagbar, bei hinreichender Anstrengung selbstverständlich, aber vieles wird schon längst nicht mehr auf Deutsch gesagt und geschrieben. Die meist wohl unreflektierte Übernahme von Anglizismen als Termini und Werkstattwendungen in manchen Fächern ist nur Teil der Entwicklung. Erheblicher ist, dass mehrere Wissenschaften die deutsche Sprache nahezu ganz hinter sich gelassen und ins Englische immigriert sind, zumindest in ihren Publikationen. Die bis in die erste Nachkriegszeit vorherrschende Einsprachigkeit wissenschaftlicher Kommunikation in Deutschland wird somit nach und nach durch die neue Einsprachigkeit des Wissenschaftsenglischen ersetzt.

Die Motive hierfür wurden schon angesprochen. Wissenschaft braucht Diskussion und Kooperation über die Sprachgrenzen hinaus; hierfür bietet sich das Englische (derzeit meist noch Reduktionsformen des Englischen) als Hilfs- und Verkehrssprache nun einmal an. Für Veröffentlichungen, in denen die wesentlichen Ergebnisse nicht sprachlich, sondern durch Tabellen,

Grafiken oder Formeln vermittelt werden, reichen die Englischkenntnisse auch deutschsprachiger Naturwissenschaftler in der Regel aus. Bei diskursiven Texten, in denen theoretische Voraussetzungen, Methoden und Ergebnisse interpretativ und argumentativ entwickelt werden, ist dies erheblich problematischer, weil es auch in einer gut gelernten Fremdsprache Mühe bereitet und als Formulierungsprodukt meist auch nicht überzeugend ausfällt.

Gravierender als das oft magere Englisch deutscher Wissenschaftler ist, dass die Verlagerung wesentlicher Bereiche der wissenschaftlichen Kommunikation in eine andere Sprache große Teile der Gesellschaft von der Teilhabe an Wissenschaft, die sie ja auch finanziell trägt, ausschließt. Ich will hier nicht den Mythos pflegen von einer auch sprachlich idealen Wissenschaft, die sich jedermann verständlich machen kann. Aber der Zugang an sich schon schwieriger wissenschaftlicher Themen sollte für Laien - *und dazu gehören ja auch die Kollegen aus anderen Fächern* - nicht auch sprachlich unnötig erschwert werden.

Hinzu kommt eine inzwischen akute Gefahr für die weitere Sprachentwicklung: In den Fächern, in denen ganz oder vorwiegend englisch kommuniziert wird, entwickelt sich das Deutsche als Fachsprache nicht weiter; es verkümmert bis hin zur innerfachlichen Unbrauchbarkeit und verkümmert erst recht als Medium der Verständigung zwischen den Fächern und über die Wissenschaft hinaus. Das Argument, die Englischkenntnisse der Deutschen nähmen stetig zu, reicht nicht weit. Bis die Mehrheit der Menschen in Deutschland zweisprachig oder gar dreisprachig ist, werden wohl noch einige Generationen vergehen. (Selbst in der Schweiz, die eine lange Erfahrung in praktizierter Mehrsprachigkeit hat, sind die meisten Menschen auch heute noch einsprachig.) Je mehr Englisch sich zur dominanten oder gar ausschließlichen Wissenschaftssprache in Deutschland entwickelt, genauer gesagt: *auch von deutschen Wissenschaftlern dazu gemacht wird*, um so mehr wird die deutsche Sprache an Wert verlieren, weil sich mit der Zeit eine Funktionsteilung ergibt: Wichtiges muss man auf Englisch schreiben und sagen; Deutsch bleibt dann noch für nette Nebensächlichkeiten und den Feierabend...

Eine solche Entwicklung wird zur Zeit verstärkt - und hierzu gibt es bei Leibniz wenig Vergleichbares - durch den Trend zum Englischen als Verkehrssprache der Europäischen Union. Mangels eines überzeugenden sprachpolitischen Konzepts könnte sich die europäische Mehrsprachigkeit, *d.h. die Basis der kulturellen und sozialen Vielfalt in Europa*, schon aus kommunikationsökonomischen Gründen zu einer euro-englischen Einsprachigkeit und Eintönigkeit hin entwickeln, mit Sprachen wie der deutschen

nur noch als Rückzugsidiomen in Folklore-Nischen.

Der Ausweg kann selbstverständlich keine Rückkehr zum Deutschen als ausschließlicher Fachsprache deutscher Wissenschaftler sein. Gerade die Spitzenforschung soll weiterhin englisch sprechen, wenn sie in der internationalen wissenschaftlichen Welt möglichst rasch verstanden werden will. Die Mitteilungspflicht hiesiger Wissenschaftler ist damit aber nicht erfüllt. Zu wünschen ist und möglich sein sollte eine entwickelte Zwei- oder Mehrsprachigkeit auch bei den Wissenschaftlern, die auf internationale Kooperation besonders angewiesen sind.

Auch Naturwissenschaftler sollten sich selbst und ihre Mitarbeiter dazu anhalten, neben ihren englischsprachigen Publikationen weiterhin auch auf Deutsch vorzutragen und zu veröffentlichen. Dies erfordert u.a. einige Mühe bei der Terminologieentwicklung, die man nicht ausschließlich an das Deutsche Institut für Normung (DIN) oder gar die Germanistik delegieren kann. Die auch von Leibniz angeregte Probe, eine fremdsprachliche Wendung ins Deutsche zu übersetzen und auf ihren Gehalt zu prüfen (s. UG, S.9), könnte sich im Übrigen oft als lehrreich erweisen.

Die nationalpatriotischen Motive, die Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ und seiner „Ermahnung“ anführt, lassen sich heute nicht mehr als entscheidende Gründe für die Pflege und Weiterentwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache anführen. Wichtiger ist auch künftig die schon von Leibniz angemahnte sprachliche Verantwortung von Wissenschaft vor der im wesentlichen sprachlich konstituierten Gesellschaft, die Wissenschaft ermöglicht und Wissenschaft braucht. Und ebenso wichtig ist der sprachliche Beitrag, den die Wissenschaft zur Erhaltung und Weiterentwicklung des Deutschen in einem hoffentlich auch künftig mehrsprachigen Europa leisten kann und soll.

³ Siehe hierzu Markl 1986.

Literatur

- Markt, Hubert* (1986): Die Spitzenforschung spricht englisch. In: Kalverkämper, Hartwig / Weinrich, Harald (Hg.): Deutsch als Wissenschaftssprache. 25. Konstanzer Literaturgespräch, Tübingen, S. 20-25.
- Pietsch, Paul* (1907/08): Leibniz und die deutsche Sprache. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, IV Reihe, Heft 29/30 (darin: Leibniz, „Ermahnung an die Teutsche“ und „Unvorgreifliche Gedanken ...“).
- Pörksen, Uwe* (1983) (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Kommentiert von Uwe Pörksen und Jürgen Schiewe, Stuttgart.
- Schmied-Kowarzik, Walther* (1916) (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Deutsche Schriften. Erster Band: Muttersprache und völkische Gesinnung, Leipzig.
- Schulenburg, Sigrid von der* (1973): Leibniz als Sprachforscher. Mit einem Vorwort hrsg. von Kurt Müller, Frankfurt a.M.
- Suchsland, Peter* (1977): Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716). Über sein theoretisches und praktisches Verhältnis zur deutschen Sprache. In: Erbe, Vermächtnis und Verpflichtung. Zur sprachwissenschaftlichen Forschung in der Geschichte der AdW der DDR. Hrsg. von J. Schildt (Reihe Sprache und Gesellschaft, Bd. 10), Berlin.

